Dieses Dokument ist lizenziert für Universität St. Gallen, ux11027M.
Alle Rechte vorbehalten. © NZZ am Sonntag. Download vom 29.08.2022 08:00 von nzz.genios.de.

Gastkolumne

In der Literatur ist nichts heilig – und das ist gut so



ILLUSTRATION: GABI KOPP

Der Schritt vom Warnhinweis zu einem Buch bis zum Erlass einer Fatwa gegen den Autor ist kleiner, als man denkt



Claudia Franziska Brühwiler

Wenn ein Roman mit dem Pulitzer-Preis und dem National Book Award zwei der wichtigsten literarischen Auszeichnungen überhaupt gewinnt, wenn der britische «Guardian» ihn zu den besten Werken des 21. Jahrhunderts zählt und sich Kritiker mit Superlativen überbieten, sollte er eigentlich zur Pflichtlektüre im Literaturstudium zählen. Es sei denn, der Roman werde als «zu verstörend» aus dem Curriculum gestrichen. So erging es Colson Whiteheads Buch «Underground Railroad» (2016), der in, ja doch, verstörenden Bildern die Schrecknisse der Sklaverei schildert.

Am naheliegendsten wäre nun, auf einen neuen Fall von Buchzensur in den USA zu tippen: Immerhin meldete die «American Library Association», die weltweit grösste Vereinigung von Bibliotheken, für 2021 die Rekordzahl von 729 Beschwerden, die 1597 Titel aus dem Schulunterricht oder Bibliotheken verschwinden lassen wollten. Gerade die selbsterklärten Verfechter der Meinungsfreiheit im rechten politischen Spektrum wüten gerne mit dem Rotstift in Leselisten. Und Whiteheads Roman wäre eigentlich eine ideale Zielscheibe für jene konservativen Inquisitoren, die in seiner Darstellung eines entmenschlichenden Systems eine Anklage gegen die USA und damit einen Ausdruck der vielgeschmähten *critical race theory* erkennen könnten. Doch für einmal können Europäer nicht über Amerikaner und Progressive nicht über Konservative den Kopf schütteln – sondern über sich selbst.

Die britische Tageszeitung «The Times» hat sich nämlich bei 140 Hochschulen erkundigt, ob sie aus Rücksicht auf studentische Sensibilitäten schon Bücher von der Lektüreliste gestrichen hätten. Das Echo war zwar vergleichsweise bescheiden, aber dennoch niederschmetternd. Neben Whiteheads Roman, den die Essex University ihren Studierenden wegen der drastischen Gewaltschilderungen nicht mehr zumuten mag, ist auch August Strindbergs «Fräulein Julie» (1888) in Sussex aus dem Lehrplan gefallen. Zu unzimperlich behandelt der Klassiker des Naturalismus das Thema Suizid. Von der Bibel über Charles Dickens bis William Shakespeare werden zudem Klassiker mit ausführlichen Warnhinweisen *(trigger warnings)* versehen, weil sie «schockierende sexuelle Gewalt» (die Bibel), «Klassendenken» (Shakespeare) oder «Kindsmisshandlungen» («Oliver Twist») schildern. Auch wenn so den Studierenden ein möglicher Fokus auf das Werk fast aufgenötigt und die eigenständige Auseinandersetzung mit grossen Texten eingeschränkt wird, beharrten die befragten Universitäten darauf, die freie Debatte zu fördern und keine Zensur auszuüben.

Szenenwechsel. Zwei Tage nach Erscheinen des Artikels in der «Times» bezahlte Salman Rushdie fast mit dem Leben dafür, dass er mit seinem Buch «Die satanischen Verse» Muslime beleidigt hatte. Als die Fatwa gegen Rushdies Leben 1989 erlassen wurde, schrieb der frühere US-Präsident Jimmy Carter in der «New York Times» gar, der Roman sei eine Beleidigung von Millionen von Muslimen, deren Gefühle im Westen zu wenig bedacht würden.

> August Strindbergs «Fräulein Julie» (1888) ist in Sussex aus dem Lehrplan gefallen. Zu unzimperlich behandelt der Klassiker des Naturalismus das Thema Suizid.

Nun ist eine Fatwa nicht dasselbe wie ein literarischer Beipackzettel; ein Mordanschlag nicht zu vergleichen mit der Streichung aus dem Lehrplan. Doch der Geist der Zensur ist von weit links bis rechts derselbe – was die einen erschüttert oder eben *triggert,* verletzt die anderen in ihren religiösen oder weltanschaulichen oder sonstigen Gefühlen. Nichts davon rechtfertigt einen Eingriff in die Kunst- und Meinungsfreiheit.

«Wo immer auf der Welt der kleine Raum der Literatur geschlossen wurde, fielen früher oder später die Mauern in sich zusammen», warnte Salman Rushdie in einem Vortrag vor über dreissig Jahren. Er ging damals, kurz nach Erlass der Fatwa gegen sein Leben, der Frage nach, ob denn nichts heilig sei. Die Antwort: Nein, der Literatur darf nichts heilig sein, vor allem nicht die Gefühle der Menschen – sie darf amüsieren, beleidigen, erschüttern, schockieren, aber sie soll möglichst niemanden ungerührt lassen.

In diesem Geist schloss sich Rushdie vor zwei Jahren 152 Kulturschaffenden an, die im «Harper's Magazine» die Zensurwut der politischen Linken anprangerten. Die angesprochenen Kreise taten den offenen Brief als Wehklagen reicher und weisser Autorinnen und Autoren ab, die um ihren privilegierten Status bangten. Rushdie war nicht überrascht: Heute glaubten viele, Beleidigtsein sei eine Form von berechtigter Kritik, sagt er. Und viele, die sich einst hinter ihn geschart hätten, würden es wohl heute nicht mehr tun. *Das* muss uns verstören – mehr als jedes vermeintliche Skandalwerk.

Claudia Franziska Brühwiler lehrt an der Universität St. Gallen Amerika-Studien.

Medienkritik

Darf tanzen, wer ein Land regiert?



Aline Wanner

Die finnische Regierungschefin Sanna Marin hat gerne Spass, und das ist für Politikerinnen ab einer gewissen Hierarchiestufe potenziell ein Problem. Denn wird das Vergnügen öffentlich, fragen Journalisten sofort: Darf diese Person Freude und Freizeit haben, wenn sie doch so viele Probleme lösen müsste? Die Geschichte folgt immer derselben moralischen Aufmerksamkeitslogik. Kann jemand, der sich zu Musik bewegt, seriös und souverän sein? Werden Steuergelder verprasst? Leidet das Land?

Natürlich wird so eine Diskussion manchmal zu Recht geführt, es ist nicht förderlich für die Vorbildfunktion und das Leistungsvermögen, wenn einer wie der abtretende britische Premierminister Boris Johnson wild feiert, alle Regeln bricht und dann zu angeblichen Affären und Exzessen Stellung nehmen muss. Männer wie Johnson bleiben jedoch trotz solch offensichtlichem Fehlverhalten oft erstaunlich lange im Amt.

Von der Finnin Sanna Marin hingegen wurde ausnahmsweise das Video eines privaten Festes öffentlich (plus ein unglückliches Partybild halbnackt posierender Freundinnen an ihrem Amtssitz). Es folgte die übliche mediale Aufregung, die Marin (und ihr Beraterstab) perfekt konterte. Die Regierungschefin sagte: «Ich bin ein Mensch.» Und sie vermisse manchmal Freude, Licht und Spass inmitten dieser dunklen Wolken.

Überall verbündeten sich danach Frauen – unter ihnen manche Politikerinnen – unter dem Hashtag #SolidaritywithSanna mit Marin und posteten in sozialen Netzwerken Videos, in denen sie tanzend zu sehen sind. So setzten sie erfolgreich ein Zeichen gegen veraltete journalistische und gesellschaftliche Empörungsreflexe. Denn: Gerade jemand, der viel Verantwortung und viele Probleme hat, soll sich vergnügen, das ist gesund und fördert das Wohlbefinden.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

Jugend im Jammertal



Patrick Imhasly

Lebenszufriedenheit» ist das neue sexy Thema der Sozialforschung. In den vergangenen Jahren hat es vor allem die U-Kurve zu Berühmtheit gebracht. Sie veranschaulicht eine Erkenntnis der Entwicklungspsychologie, die auf den ersten Blick paradox erscheint. Diese besagt, dass die Lebenszufriedenheit der meisten Menschen in Form eines U verläuft: Ab Mitte 30 sinkt ihr Wohlbefinden, zwischen 45 und 50 erreicht es den Tiefpunkt und steigt danach wieder an.

Paradox ist dieser Verlauf deshalb, weil der grösste Kummer der Menschen mit ihrem Leben ausgerechnet in jene Phase fällt, in der die meisten beruflich etabliert sind, anständig verdienen und vielleicht sogar ein Haus ihr eigen nennen. Aber wahrscheinlich verbirgt sich gerade darin die Erklärung für das Tief in diesem Lebensabschnitt: «Viele Menschen haben das Gefühl, sie befänden sich in einem Hamsterrad, sie würden gelebt, statt dass sie selbst lebten», erklärte mir die Psychologin Pasqualina Perrig-Chiello in einem Interview. Erst nach 50 entwickeln manche den Mut, aus den beklemmenden Strukturen auszubrechen und etwas Verrücktes zu tun.

Worum sich bisher kaum jemand gekümmert hat, ist die Lebenszufriedenheit in der Jugendzeit. Die einschlägigen Untersuchungen setzen meistens ab dem Alter von 16 bis 18 Jahren an. Jetzt hat ein internationales Forschungsteam diese Lücke geschlossen und die Befindlichkeit von rund 37 000 Menschen im Alter von 10 bis 24 Jahren mit jener von 95 000 Erwachsenen ab 25 verglichen. Das Ergebnis ist noch erstaunlicher als jenes im Falle der U-Kurve – nämlich eine Gerade, die vom 10. bis zum 20. Lebensjahr ins Bodenlose abfällt, sowohl bei den Knaben als auch bei den Mädchen. In den Worten der Forscher: «Die Adoleszenz beherbergt den steilsten und ausgeprägtesten Abfall in der Lebenszufriedenheit über die gesamte Lebensspanne.» Und das, wohlgemerkt, laut Daten aus der Zeit vor der Corona-Krise.

Wenn ich versuche, meine eigene Befindlichkeit in der Adoleszenz wachzurufen, dann wird mir heute noch warm ums Herz. Die Welt öffnete sich, und die grossen Gefühle kamen auf – die erste Liebe, Enttäuschungen, Abstürze. Trotzdem waren wir voller Optimismus. Spätestens mit 20 waren wir überzeugt davon, alles zu wissen, was man wissen musste, um in dem Spiel namens Leben bestehen zu können. Ob jemand eine Lehre machte oder ins Gymnasium ging, spielte keine Rolle: Wenn man nicht gerade dem Teufel vom Karren gefallen war, schien der Weg in ein schönes und befriedigendes Leben vorgezeichnet. Die Zeit wollte ich zwar nie zurückdrehen, aber wenn ich etwas vermisse, dann dieses Gefühl des Aufbruchs, der Offenheit, der grenzenlosen Möglichkeiten.

Heute ist das Leben der Jungen offensichtlich von Sorgen dominiert – wo doch bei ihnen alles gut sein müsste. Wie ist das bloss möglich? Die Fachleute vermuten, dass die zunehmende Autonomie für viele junge Menschen nicht so sehr eine Chance darstellt, sondern vielmehr Unsicherheit bewirkt und Ängste auslöst – in einer Welt, in der zwar die Möglichkeiten, aber auch die Anforderungen stets zunehmen. «Man erklärt den Jugendlichen: ‹Jetzt habt ihr alle Freiheiten und könnt euch verwirklichen›, doch viele sind davon schlicht überfordert. Sie wollen einfach eine existenziell sichere Nische finden», sagte der vor zwei Jahren verstorbene Kinderarzt Remo Largo. Es scheint, als hätte die Revolution wieder einmal ihre Kinder gefressen.

> Autonomie scheint für viele junge Menschen nicht so sehr eine Chance zu sein, sondern Unsicherheit auszulösen.

Unser jüngerer Sohn ist mit 13 Jahren noch nicht ganz im Ernst des Lebens angekommen. Der ältere ist gerade ziemlich happy. Er hat das erste Gymi-Jahr mit überschaubarem Aufwand und einer perfekten Work-Life-Balance über die Runden gebracht. Zudem ist er über beide Ohren verliebt und hat diese Woche in einem Cup-Spiel seinem Fussballteam mit einem souverän verwerteten Penalty zum Sieg verholfen. Ich hoffe, sein Hoch hält noch eine Weile an.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».